

Kapitel 7

Namslau, dort erwartet uns die Heimat

1. Namslau nach dem 19. Januar 1945

Von J. R.¹

Viele Jahre sind seit dem Einmarsch der Russen und der Besetzung unserer Heimatstadt vergangen. Gemessen an der Weltgeschichte ist das der Bruchteil eines Atemzuges. Im Menschenleben aber ist es eine lange, sehr lange Zeit, in der auch die eindrücklichsten Erinnerungen verblassen. Doch soll und darf nicht alles der Vergessenheit anheimfallen, was damals an Unfaßbarem geschehen ist.

In den ersten Stunden nach der Flucht war die verschneite Stadt Namslau in ihrer Stille und Leere ein unheimliches, im Schnee ersticktes Niemandsland. Nur einige Leute des Volkssturms geisterten umher in merkwürdigen Verkleidungen, bestehend aus Uniformstücken, Waffen und Mänteln, die man achtlos auf den Namslauer Ring aus einem Lkw geworfen hatte. Dann verschwinden auch sie.

Der Ring bevölkert sich nun mit Haustieren aller Art - außer Pferden, die nach Futter und ihren Freunden,, den Menschen, suchen. Das war noch trostloser als die nackte, leere Stadt.

Die Stille wurde von einigen Flugzeugen unterbrochen, die nach Osten flogen. Später donnerten Geschütze aus weiter Ferne. Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, vormittags rollten einige deutsche Sturmgeschütze, die von Breslau herkamen, in die Stadt und bezogen im Ostteil der Stadt auf der Wilhelmstraße Stellung. Am Montag im Morgengrauen kam es zu einem Schußwechsel zwischen den Sturmgeschützen und vordringenden russischen Panzern. Zwei Panzer wurden kampfunfähig geschossen und lagen zerstört in der Wilhelmstraße. Panzer und Sturmgeschütze zogen sich danach aus dem Stadtgebiet zurück. Nach Stunden erst kamen die russischen Panzer zurück, allerdings aus anderen Richtungen auf Nebenstraßen, wohl weil sie eine Verminung der Hauptstraßen befürchteten.

Die Kampftruppen der ersten Linie rollten ohne Aufenthalt durch die Stadt hindurch. Nur die nachfolgenden, mehr der Etappe zugehörigen Truppen machten halt. Und nun hörte man Gewehrsalven: Die Jagd auf die frei herumstreunenden Haustiere begann, aber ebenso die Suche nach Alkohol! Darum wurden zuerst alle Lokale und die Geschäfte gewaltsam aufgebrochen. Auch Schuhe waren gesucht, mehr noch Stiefel, die man auch aus den Privatwohnungen holte oder den Leuten, die solche trugen, einfach auszog.

Mitten in diese Etappentätigkeit platzten Geschosse der deutschen Abwehr, allerdings ohne Schaden zu stiften. Ein Geschloß verfiel sich in den Linden auf dem Kirchplatz,

¹ Voller Name ist nicht angegeben. Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.54, S.13

und seine Splitter richteten nur geringen Schaden an der Mauer und den Fenstern der katholischen Kirche und am Lagerhaus von Herrn Proske an. Ein zweites Geschoß explodierte im Dachgestühl des Hauses vom Glasermeister Sobek. Daraufhin blieb die Stadt für einige Stunden menschenleer.

Danach rollten unaufhörlich Lastwagen, Mannschaftswagen, Pionierwagen mit Brückenteilen, Wagen mit Offizieren usw. vorbei, und marschierten lange Kolonnen von Mannschaften, dazwischen auch Propagandawagen, deren riesige Seitenwände und Rückwände barbarische bunte Darstellungen von Nahkämpfen zeigten, wobei natürlich die Russen die stolzen Sieger und die Deutschen die zertretenen Unterlegenen waren.

Schlimm waren die Nächte, denn die durchziehenden Truppen suchten hier Quartier und Beute. Dazu brannten in der Stadt und in der Umgebung Gebäude und Scheunen lichterloh, ob absichtlich oder aus Mangel an Vorsicht angesteckt, war nicht auszumachen.

Die russischen Gefallenen sind im Stadtbezirk mit militärischen Ehren beerdigt worden. Auf den Ring wurden die Särge mit den Toten, bekränzt mit roten Tüchern, auf einer Lafette von einem Panzer gezogen und mit einem Schuß aus dem Panzergeschütz verabschiedet. Dafür brauchte man viel rotes Tuch und fand es in den roten Inletts, die von ihren Federn befreit und in Streifen geschnitten, sehr begehrt waren. In den Wohnungen häuften sich die Federn über den weggeworfenen und zertrümmerten Dingen.

Vierzehn Tage nach der Besetzung der Stadt erschien endlich der Stadtkommandant. Er behauptete, er habe die Stadt nicht finden können. Da ihm die Bauten der früheren Behörden zu isoliert lagen, richtete er seine Kommandantur im Gasthaus Pietzonka ein, wo der ausgedehnte Kellerraum zugleich auch als Arrest für Soldaten und Zivilisten diente. In seiner Begleitung befand sich der politische Kommissar und der Offizier, dem die öffentlichen Arbeiten unterstanden. Rangmäßig standen sie zwar unter dem Kommandanten, doch ohne den Politkommissar wagte dieser nichts zu unternehmen oder anzuordnen.

Der Kommissar war Mitglied der kommunistischen Partei, was er auch immer betonte. Bald erschienen Anschläge mit den Verordnungen der Kommandantur in Russisch und Deutsch - und man richtete Quartiere für die durchwandernden Truppen ein, auch für die Zwangsarbeiterinnen aus dem Osten, die im Dienste der Kommandantur standen und für die Verpflegung verantwortlich waren. Manche wurden auch als Dolmetscherinnen eingesetzt. Doch war ihr Los nicht beneidenswert.

Jetzt konnte man bei Ausschreitungen der Truppe Schutz suchen, indem man sich an die Kommandantur wandte. In der Nacht war das jedoch kaum möglich, da Ausgangssperre verhängt war, und am Tage kam die Militärpolizei meist zu spät. Bei betrunkenen Soldaten gerieten sogar die eigenen Kameraden in Gefahr. So hat auf dem Friedhof im Krüppelheim ein russischer Soldat in der Trunkenheit seinen Kameraden erschlagen, als dieser einen deutschen Gefangenen verteidigte, der ein Grab für einen verstorbenen Russen schaufelte.

In der Stadt wurden alle verbliebenen Deutschen jedes Lebensalters zusammengeholt und zu Arbeitsgruppen zusammengestellt, um unter dem Kommando russischer Wachmänner die Stadt zu säubern und den Schutt der zerstörten Gebäude

zu beseitigen. Der beliebteste Wachmann war ‚Wasil‘, dessen ganzer Stolz ein Wecker in der unergründlichen Tiefe seiner Manteltasche war. Er wachte darüber, daß der Leutnant als Verantwortlicher für die öffentlichen Arbeiten seine Schützlinge nicht gerade bei einer „Arbeitsruhe“ übereraschte. Denn alle Deutschen waren sehr geschwächt und es gab weder Lohn noch Verpflegung. Bei etwaigen Beschwerden hieß es auf der Kommandantur, es gäbe genug Lebensmittel in der Stadt, man könne sie ja organisieren.

In den Kellern der ausgebrannten Häuser gab es nur Kartoffeln und manchmal eingekochtes Gemüse. In den erhaltenen Scheuern der Bauern lagen noch einige Säcke Getreide - aber womit mahlen, da alle Mühlen beschädigt waren? Die Bäckereien fielen ebenso aus, soweit sie nicht ohnehin durch Feuer zerstört waren. Immerhin hatten die Russen eine Bäckerei in Betrieb gesetzt - für ihren Bedarf.

Aus den erhalten gebliebenen Häusern wurden alle brauchbaren Gerätschaften wie Nähmaschinen, Klaviere, Fahrräder usw. in die Nähe der Kläranlage geschafft und zum Abtransport bereitgestellt, aber nicht abgeholt. In den langen Monaten unter freiem Himmel blieben nur Wracks davon erhalten.

Die erschütterndste Aufgabe wurde einer Gruppe von deutschen Männern zugeteilt: die Beerdigung der deutschen Gefallenen und Toten, die bis in den Frühling hinein unbeerdigt zerstreut in Feld und Wald und in den Häusern herumlagen.

Eines Tages wurden die vom Feuer verschonten Häuser geräumt - auch von Möbeln, die man zum Fenster hinauswarf, weil man die Stadt in ein gewaltiges Lazarett verwandelte. Die Leichtverwundeten bei der Belagerung von Breslau wurden - manchmal auf primitive Weise im Heu eines Pferdewagens vor Kälte notdürftig geschützt - hierher gebracht und in den Häusern verteilt, da Krüppelheim, Krankenhaus und Altersheim nicht alle aufnehmen konnten. Es waren Tausende von Verwundeten, die hier in Straßenzeilen, die durch Holzverschläge von den Durchgangsstraßen getrennt waren, ihr Quartier bezogen. Gekocht wurde für sie in aus den Waschküchen geholten Waschkesseln. Die Barmherzigen Brüder wohnten nun in ihrem Wirtschaftsgebäude; sie hatten für Wasser, Verpflegung usw. im Lazarett zu sorgen.

Alle arbeitsunfähigen, in der Stadt zurückgebliebenen Deutschen - meist alte Leute - wurden in die katholische Schule zusammengeholt und von Schwester Hiladia betreut. Auf dem ehemaligen Fußballplatz des Krüppelheims entstand ein großer russischer Soldatenfriedhof, auf den man später auch die Leichen aller russischen Gefallenen der Umgebung überführte.

Als die ersten Vertreter der polnischen Verwaltung eintrafen, änderte sich zunächst kaum etwas. Die ersten Polen, die hier seßhaft wurden, waren Eisenbahner, die zumeist die Munitionstransporte nach Breslau zu leiten hatten. Der polnische Landrat, ein Schneider aus Lublin, errichtete sein Büro in der Peter-Paul-Straße, seine Wohnung war eine Villa in der Parkstraße.

Die Deutschen wurden nun registriert und insbesondere nach dem Rückstrom der Flüchtlinge - als Arbeitskolonnen organisiert - mit weißen Binden als Deutsche gekennzeichnet. Es gab Lebensmittelkarten - aber keinen Lohn. Die Deutschen lebten vom Verkauf letzter geretteter Habseligkeiten oder arbeiteten gegen Verpflegung, wobei für ihre Kinder auch etwas abfiel.

Hin und wieder zeigten sich Spannungen zwischen den Russen und Polen, die nach dem Waffenstillstand langsam in ihre Heimat zurückströmten. Die Sympathie stand nicht immer auf seiten der Polen. Unter den Polen selbst herrschte ein Zwiespalt, der

sich auch in Namslau entlud, als man in der Silvesternacht 1946 in der Parkstraße den Landrat, seinen Sekretär und einen polnischen Offizier niederschloß. Es wären, so sagte man, Angehörige der polnischen Nationalarmee gewesen, die diese Tat vollbracht hätten. So war noch ein Jahr nach dem Einmarsch der feindlichen Truppen Unsicherheit und Gefahr für alle zu spüren - für Deutsche und Nichtdeutsche. Für die Deutschen stand außerdem trotz aller optimistischer Träume und Nachrichten am Horizont das Gespenst der Austreibung.

II. Erlebnisbericht aus den Tagen nach dem Zusammenbruch 1945 bis Oktober 1946²

In den letzten Monaten des Jahres 1966 jährte es sich zum zwanzigsten Male, daß die letzten Namslauer ihre Heimatstadt verließen.

Zwei Jahrzehnte - eine Zeit, in der eine neue Generation herangewachsen ist, die von Ruinen, Flüchtlingselend und Gefangenenkolonnen nur aus Geschichtsbüchern und Dokumentarfilmen weiß, der Entbehrung, Unterdrückung und Heimatlosigkeit nur theoretische Begriffe sind, über die sich diskutieren läßt, die Schlesien, Breslau und Namslau nur vom Hörensagen kennt.

Eine lange Zeit, wenn man sich das vor Augen hält, aber nicht lang genug, als daß wir, deren Jugend vom Krieg und seinen Folgen zerstört wurde, vergessen hätten, was sich in „jenen Tagen“ zugetragen hat. Freilich sind auch uns viele Bilder verblaßt und besonders die aus glücklichen, unbeschwerten Kindertagen. Das Bild der Heimat, das wir in unser Erwachsensein und in die Welt, die uns heute umgibt, hinübergenommen haben, ist getrübt von den letzten Namslauer Impressionen aus der Zeit von Juni 1945 bis Oktober 1946. Diese Zeit ließ uns nach dem unglücklichen Januar 1945 noch einmal in Namslau leben, ohne „daheim“ zu sein.

Dienstag, 5. Juni 1945: Seit drei Wochen sind wir - aus dem Sudetenland kommend - unterwegs; von der sächsischen Grenze an zu Fuß, ausgehungert, ausgeplündert, entmutigt von den Elendsbildern des langen Weges durch das unglückliche Schlesien, aber immer neu beflügelt von dem Gedanken - Namslau! Dort erwartet uns die Heimat; dort finden wir unsere Wohnung, ein wenig verkommen vielleicht oder schlimmstenfalls geplündert im Durcheinander der letzten Kriegsmonate; aber die Wohnung gehört uns, und sie befindet sich in einem Haus, das mitten in Namslau steht; und Namslau liegt in Schlesien, wenn auch in einem besiegten und von Russen besetzten Schlesien. Aber Russen haben wir schon seit dem 8. Mai 1945 erlebt, und Deutschland ist auch am Rhein besiegt. Die Hauptsache ist, wieder einen Anfang zu haben und zu Hause zu sein. So rüsten wir uns für die letzte Übernachtung in der Scheune des Landwirts Kynast in Windisch-Marchwitz. Noch eine Nacht und nur wenige Kilometer trennen uns von Namslau.

Mittwoch, 6. Juni 1945: Gegen Mittag ziehen wir über die Ohlauer Straße an der Gasanstalt vorbei durch die Klosterstraße in Namslau ein. Wir glauben unseren Augen nicht zu trauen: Ist das Namslau, wie wir es vor knapp fünf Monaten verlassen hatten? Ausgebrannte Ruinen, Unrat, fremde Gestalten, polnische Laute. Wir sind so enttäuscht, so entsetzt, daß wir den Mut nicht mehr aufbringen, bis zu unserer Wohnung zu gelangen.

Wir nehmen den Weg zum katholischen Pfarramt, wo wir Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler finden. Sie haben den Einmarsch der Russen in Namslau erlebt. Dort hören wir, was sich in den letzten Monaten seit unserer Flucht in Namslau zugetragen hat, wie die Stadt nach der Besetzung in Flammen aufging, daß polnische Verwaltung die russische Besatzungsmacht inzwischen inoffiziell abgelöst hat.

Jeder Deutsche ist verpflichtet, sich im Rathaus registrieren zu lassen, sich täglich zur Arbeit zu melden, eine weiße Armbinde zu tragen, die ihn als „niemieckiej“ (Deutschen) kenntlich macht, und dort zu wohnen, wo ihn die polnische Behörde einweist. Wie Schuppen fällt es uns von den Augen: Uns erwartet ein hartes Schicksal.

Namslau wieder den Rücken zu kehren, erscheint aussichtslos angesichts der Strapazen, die hinter uns liegen. So entschlossen wir uns zu bleiben. Wir melden uns also im Rathaus und erhalten dort einen „zaswiadczenia“ (Ausweis), unterschrieben vom „Burmistrz Namyslowa“ (Bürgermeister). Dieser weist uns als „Wohnung“ ein Zimmer in der „ulicy-Boleslaw-Chrobego“ No. 7 (Klosterstraße Nr.7) bei Bäckermeister Gerlitz zu. Das Zimmer ist verhältnismäßig groß; jeder Deutsche darf aber nur 5 qm bewohnen. So müssen drei andere Namslauer das Zimmer mit uns, die wir vier Personen zählen, teilen. Die wenigen Habseligkeiten aus dem Rucksack, die uns verblieben, sind schnell verstaubt. Inzwischen ist es Nachmittag geworden; wir wissen zwar noch nicht, wohin wir am Abend unser müdes Haupt legen werden, denn es ist nur eine Bettstelle für uns sieben Personen vorhanden. Hauptsache, wir haben nach den 300 km Fußmarsch endlich ein Dach überm Kopf!

Aus diesen Gedanken werden wir aufgeschreckt durch einen polnischen Milizianten, der uns zur Arbeit holt: Wir müssen in der Mühlenstraße Wohnungen säubern, die von der russischen Besatzung verlassen sind und nun für polnische Bewohner hergerichtet werden sollen. Der Schmutz ist unbeschreiblich, das Badezimmer voll stinkenden Unrats, die Badewanne - in den vergangenen Monaten offenbar als Toilette benutzt - bis obenhin voll. Es gibt keinen Feierabend, bevor nicht alles gesäubert ist. Die Abende im Juni sind lang, aber es ist schon dunkel, als wir „nach Hause“ gehen dürfen. Wir sind so erschöpft, daß wir gar nicht zum Nachdenken kommen: weder über den vergangenen Tag, der nicht die fünf Monate lang ersehnte Heimkehr brachte, noch über die Zukunft, die uns 17 Monate festhalten wird in einer Stadt, die uns immer fremder wird. Auf dem Fußboden eines Zimmers in der ulica-Boleslaw-Chrobego No.7 in Namyslow verschlafen wir traumlos die erste Nacht.

Montag, 11. Juni 1945: Wir haben bereits „feste Arbeitsverhältnisse“: Mein fast 70jähriger Vater ist Hausknecht im ehemaligen Restaurant von Zurawski am Ring, wo die Polen einen Mittagstisch für ihre Honoratioren eingerichtet haben. Die Arbeit ist für ihn ungewohnt und schwer, vor allem das Wasserschleppen in großen Kübeln von der Pumpe am Hof des Schlossermeisters Wende in der Langen Straße (die Wasserleitung funktioniert noch nicht).

Meine Schwester ist im Haushalt des stellv. Landrats im Hause des Getreidekaufmanns Erich Kynast in der Peter-Paul-Straße. Die Arbeit ist nicht gerade schwer, aber nicht immer angenehm: Da die Toiletten noch verstopft sind und die Wasserleitung noch nicht intakt ist, dient eine Sandkiste auf dem Balkon des Hauses

eben diesem Zweck. Und eine solche Kiste hat auch nur ein begrenztes Volumen und muß des öfteren mit frischem Sand gefüllt werden.

Ich gehöre zu einer Straßenkolonne, die die Straßen zu säubern und den Schutt der Ruinen, sofern er auf Bürgersteigen behindert, zu beseitigen hat. Eine relativ angenehme und zuweilen sogar gewinnbringende Arbeit, da wir in unbeaufsichtigten Augenblicken Gelegenheit haben, in den ausgebrannten Ruinen nach verborgenen Schätzen zu suchen: Hier findet sich ein alter Kochtopf oder ein transportabler Küchenherd, der aus dem Schutt ausgegraben wird, dort ein verschmutzter Soldatenmantel, der in der Weide notdürftig gereinigt wird, oder ein verbeulter Eimer. Aus dem Schutt des ausgebrannten Hotels „Goldene Krone“ am Ring graben wir etliche unversehrte Porzellanteller aus, und im Hof des Kaufmanns Heinzelmann am Krakauer Tor entdecken wir in einem großen Abfallhaufen einige ungeröstete Kaffeebohnen, die bei längerem Suchen eine Handvoll dieser Kostbarkeit ergeben.

Es gibt allerdings auch weniger angenehme Arbeiten: Tagelang müssen wir Leichen von russischen Soldaten umbetten, die ursprünglich mitten am Ring ohne Sarg begraben worden waren. Jetzt werden sie in einfache Säрге gelegt und auf einem eigens dafür hergerichteten Soldatenfriedhof auf dem Gelände des Krüppelheims bestattet.

Auch das Aufräumen des Schlachthofs bereitet uns Unbehagen und Ekel. Hier liegt eine Menge toter Kühe und Schweine, auch einzelne Pferde sind darunter; diese Kadaver scheinen sich zu bewegen: es wimmelt von fingerlangen Maden. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wohin wir diese Kadaver geschafft und vergraben haben.

Meine Mutter darf, da wir drei arbeiten, zu Hause bleiben und für uns kochen (so man etwas hat!). Daß diese Freistellung von der offiziellen Zwangsarbeit nicht unbedingt ein Vorteil ist, soll sich erst später zeigen.

August 1945: Die Zahl der Namslauer, die in ihre Heimat zurückkehren, wird immer größer (es sollen knapp 1000 gewesen sein). Inzwischen ist ein deutsches „Ghetto“ entstanden: in den drei unzerstörten Häusern der Klosterstraße, in der Brauhausstraße, in der Andreaskirchstraße und im Kruberhaus am Ende der Langen Straße. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, leben alle Deutschen unter den gleichen harten Bedingungen: zusammengepfercht auf engstem Raum, schwere, ungewohnte Arbeit ohne zeitliche Begrenzung, ohne oder mit ganz geringer Entlohnung, jeglicher Willkür der polnischen Behörden ausgesetzt.

Wenn wir auch zum größten Teil eine feste Arbeitsstelle haben, passiert es nicht selten, daß wir auf dem Wege zu oder von unserer Arbeit, am späten Abend oder in der Nacht zu einer „außerplanmäßigen“ Arbeit „geschnappt“ werden. Eine solche Arbeit konnte einige Stunden, einen ganzen Tag, manchmal auch mehrere Tage dauern, je nach Umfang und Notwendigkeit. Da stehen einige Waggons mit Getreide am Bahnhof; sie müssen schnellstens entladen werden, damit das Standgeld, das die Polen angeblich den Russen entrichten müssen, nicht zu hoch wird. Also holt man mitten in der Nacht schnell ein paar Deutsche, die bis zum Morgengrauen die Waggons entladen und anschließend auf ihrer normalen Arbeitsstelle 12 bis 14 Stunden arbeiten müssen.

In Nassadel steht noch ein ganzes Feld Weizen, der überreif ist. In kürzester Zeit werden ca. 20 Deutsche, die gerade auf dem Weg zur Arbeit sind, auf dem Ring zusammengetrieben (an ihren weißen Armbinden sind sie ja leicht zu erkennen) und

nach Nassadel in Marsch gesetzt, um dort einige Tage zu bleiben, bis das Feld abgeerntet ist. Die Sorge der Angehörigen, wenn man abends nicht heimkommt, wen kümmert's?

Der Katalog solcher Arbeiten mit all ihren Beschwerden und Unannehmlichkeiten würde Seiten füllen! Beschwerlich, weil diese Arbeiten oft erst anfangen, wenn man von seiner üblichen Arbeitsverpflichtung schon müde ist, weil man ständig von Aufsehern, meist sogar bewaffnet, angetrieben wird; unangenehm, weil man nie weiß, ob man überhaupt von dieser Arbeit nach Hause zurückkehren würde.

„Sie schnappen wieder“ wird eine der gefürchtetsten Parolen in den von uns bewohnten Straßen. Am meisten betroffen davon sind die Frauen, die offiziell nicht zu arbeiten brauchen. Sie sind tagsüber die ersten, die „dran sind“, weil die polnische Miliz nur die deutschen Straßen durchzukämmen braucht, um dort die notwendigen Arbeitskräfte herauszuholen.

September 1945: Auch die Zahl der nach Namslau zuziehenden Polen nimmt ständig zu. Der Raum für uns Deutsche wird immer enger und dürrtiger; denn wenn ein Haus innerhalb des deutschen Ghettos noch einen halbwegs ansehnlichen Eindruck macht, wird es für die neu hinzukommenden Polen beschlagnahmt. So müssen wir auch innerhalb einer Stunde unser Zimmer in der Klosterstraße verlassen und finden mit den gleich uns Ausgewiesenen eine neue Bleibe im Seitengebäude der „Herberge zur Heimat“ neben der evangelischen Schule. Auch hier in der Andreaskirchstraße, ulica 3-go-Maja wie sie nun heißt, wohnen bereits einige Polen.

Unter ihnen sind - wie immer bei Einwanderern - alle Schichten vertreten: Abenteuerer und Opportunisten, Ratlose und Gestrauchelte, die einen neuen Anfang suchen; viele teilen mit uns das gleiche Schicksal. Sie sind heimatlos, vertrieben aus dem an die

Russen abgetretenen Gebiet östlich des Bugs. Sie sind unglücklich in der Fremde, aber sie sind gezwungen, von etwas Besitz zu ergreifen, was ihnen nicht als ihr eigen dünkt. So vielschichtig wie ihre Herkunft und ihr Schicksal ist auch ihr Verhältnis zu uns Deutschen: Die einen begegnen uns mit dem Hochmut über den Besiegten und der Rachsucht des einst Geknechteten, die anderen mit dem Mitgefühl und dem Verständnis des Mitmenschen. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen: Der Pole, der uns aus dem Zimmer in der Klosterstraße hinauswies, stellte sich vor das Kruzifix und rief pathetisch in fließendem Deutsch: „Ich danke Gott, daß ich diese Stunde erleben und Rache nehmen kann an den verfluchten Deutschen!“ Die Polin, die uns gegenüber der Herberge zur Heimat wohnte, winkte uns in gebrochenem Deutsch in ihre Wohnung: „Komm Frau, verstecken, sie schnappen` wieder!“

November 1945: Die schwere Arbeit bei unzureichender Ernährung, die primitiven Wohnverhältnisse und mangelhafte Hygiene, die Aussichtslosigkeit unserer Lage zehren immer mehr an unseren Kräften.

Zwar hat sich inzwischen ein polnischer Arzt niedergelassen, und in der Apotheke Sokoll am Ring sitzt bereits ein polnischer Apotheker. Aber wer von uns Deutschen kann das ärztliche Honorar oder die Medikamente bezahlen? Schwester Heladia vom St.-Hedwigs-Stift hilft in Krankheits- und Pflegefällen nach besten Kräften. Aber als Typhus ausbricht, sind auch ihre Möglichkeiten erschöpft. Hier darf nicht verschwiegen werden, daß der polnische Arzt in schwierigen Typhusfällen mit einer Dolmetscherin auch zu uns Deutschen kam und unentgeltlich ein Rezept ausstellte. Da aber fehlten die Zlotys, um die Medikamente zu kaufen. Herr Drogist E., der in der polnischen Apotheke arbeiten

muß, erweist sich als rettender Engel. Er weiß es so einzurichten, daß wir die Medikamente ohne Geld abholen können, wenn er allein in der Apotheke ist. Trotzdem hält der Tod reiche Ernte: Ruth Bendix, 21 Jahre alt, stirbt nach einer eitrigen Angina. Der Typhus rafft Frau Nowak von der Schützenstraße und ihre Tochter, Frau Kalotschke, dahin. Nach langem Leiden stirbt Kürschnermeister Erich Kusche. Wahrscheinlich an Entkräftung durch den beschwerlichen Fußmarsch vom Sudetenland nach Namslau sterben Frau Pietzonka und deren Tochter von der Peter-Paul-Straße. Kurz hintereinander werden Herr und Frau Zimmer sen. vom Ring und Frau Müller aus dem Braustübel heimgerufen. Die Leiche von Fräulein Kilian von der Poststraße finden wir in der Stadtmühle; sie ist offensichtlich von einem Russen getötet worden. Das gleiche Schicksal hat schon vor Kriegsende die 16jährige Maria Schaaf (Schlachthof) ereilt.

In die Erinnerung an diese Toten mögen alle die eingeschlossen werden, die in jenen Monaten in Namslau starben, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Weihnachten 1945: Unsere Gedanken gehen zurück an das Weihnachtsfest 1944, als wohl viele die nahende Katastrophe ahnten, aber keiner glaubte, daß sie so unmittelbar bevorstand. Es ist kaum zu fassen, daß seit dem letzten Weihnachtsabend in Namslau erst zwölf Monate vergangen sind. Nun „feiern“ wir Weihnachten in Namyslow, in irgendeiner Wohnung, die uns fremd ist, verarmt und von fremder Gewalt geknechtet. „Und doch - nie schritt Christus mächtiger durch die Erdenzeit, nie war sein Kommen deutlicher, nie seine Nähe spürbarer, nie sein Dienst köstlicher als jetzt...“ Diese Worte Kardinal Newmans haben hier einen ganz konkreten Sinn. Und so erreicht uns die Weihnachtsbotschaft dieses Jahres 1945 tiefer und unmittelbarer als je zuvor.

Das einzige, was uns wirklich „Heimat“ geblieben ist in dieser Zeit, ist die katholische Peter-Paul-Kirche. Hier hat sich nichts geändert, hier treffen sich die Christen beider Konfessionen zum sonntäglichen Gottesdienst; die evangelische Andreaskirche ist geplündert und verwüstet worden. Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler können, wenn auch in ihren äußeren Lebensverhältnissen eingeschränkt, ihren seelsorgerischen Dienst ausüben, und sie tun es in ökumenischem Geist. Es bildet sich sogar ein kleiner Kirchenchor, der im Pfarrhaus unter Leitung von Kaplan Rimpler seine Proben abhält. Frau Heppner - ihr Mann war Lehrer an der evangelischen Schule - oder Fräulein Wichmann begleiten den Kirchengesang an der Orgel.

Das alles geht so lange gut, bis ein polnischer Geistlicher ins Pfarrhaus einzieht und nun für die Polen eigene Gottesdienste abhält, die allerdings nur spärlich besucht werden, weil den Polen der deutsche Gottesdienst besser gefällt. Kaplan Rimpler erhält seine Versetzung nach Frankenstein, und polnische Miliz scheut nicht davor zurück, uns (mit den weißen Armbindens) aus der Kirche zu irgendeiner Arbeit zu holen.

März 1946: Das Leben in Namslau scheint sich zu normalisieren; für die Polen, die hier ansässig geworden sind, natürlich fühlbarer und sichtbarer als für uns Deutsche, die nach den Worten der HI. Schrift nur wie „die Hündlein von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren abfallen,“ etwas bekommen. Inzwischen haben nämlich die ersten polnischen Geschäfte ihre Tore geöffnet. Was sie anbieten, dünkt uns nach den Kriegsjahren und den letzten Hungermonaten wie Genüsse aus dem Schlaraffenland. Es gibt Waren, die wir seit Jahren nicht oder nur selten und rationiert bekommen haben: Fleisch, Speck und Butter, Milch, Eier und Zucker, Rauchwaren und Kaffee. Die Preise aber sind für die meisten Deutschen unerschwinglich!

Zwar zahlen einzelne polnische Arbeitgeber den Deutschen bereits einen Lohn, aber nicht regelmäßig und, an den Preisen gemessen, so gering, daß die meisten in den Geschäften angebotenen Lebens- und Genußmittel ein Wunschtraum bleiben. Ich z. B. verdiene in dem Sägewerk, in dem ich seit einiger Zeit acht bis zehn Stunden täglich arbeite, 1 Zloty pro Stunde, so daß ich - wenn's gut geht (d. h. wenn nicht gerade die Kasse des Chefs leer ist) - 50 Zloty wöchentlich nach Hause bringe. Aber weit reicht dieses Geld nicht: 1 Liter Milch kostet 15 bis 20 Zloty, 1 Schachtel Streichhölzer 10 Zloty, ein Pfund Pferdefleisch 20 Zloty. Auf Lebensmittelmarken, die man auch uns Deutschen zuteilt, sind die Waren billiger; aber wir Deutschen bekommen darauf nur 1 Brot für 5 Zloty und 1 Pfund Salz pro Woche, und dies nur nach stundenlangem Schlangestehen.

Wohl gibt es einige Deutsche, besonders gelernte und gesuchte Facharbeiter, die einen wesentlich höheren Lohn erhalten und ihr Leben, was das Essen und Trinken anbetrifft, etwas erträglicher machen können. Und unter diesen wiederum finden sich einige, die sich der Not derer, die wenig oder gar nichts verdienen, erbarmen und mit ihnen ihren Verdienst teilen. Und manch einer hat in irgendeinem Dorf des Kreises Namslau noch gute Bekannte, die vielleicht noch eine Kuh oder Ziege versteckt halten, ein Stück Garten bearbeiten können. Sie teilen manche Kostbarkeit mit uns, so daß es Stunden und Tage gibt, in denen unser Magen einmal nicht knurrt.

Im Gegensatz dazu aber zeigt das durch die Herrschaft der Sieger aufgezwungene Bild unseres Daseins zugleich auch einen anderen Aspekt: Da gilt jenes schreckliche Wort, nach dem ein Mensch der ‚Wolf‘ des anderen ist. Mißgunst und Neid, Habsucht und Verrat gelten auf der einen Seite genauso wie die Losung des Apostels Paulus: „Einer trage des andern Last.“ Beide Losungen bilden - zwiespältig wie sie sind - dennoch die Achse unseres Lebens mit all seiner harten Rechtlosigkeit und unseres Tuns und Lassens in dem ständigen Kampf um Selbsterhaltung und nackte Lebensfristung.

Juni 1946: Nun sind wir schon ein ganzes Jahr in Namslau. Eine Änderung unserer oft trostlosen Lage scheint nicht absehbar zu sein. Immer wieder versuchen einzelne, besonders allein stehende Männer, die ihre Familie jenseits der Oder-Neiße wieder zu sehen hoffen, einen Ausbruch aus diesem einer Gefangenschaft ähnlichen Dasein. Sie haben sich mühsam einige Zlotys zusammengespart, um mit der Bahn aus Namslau herauszukommen. Gewöhnlich kommen sie nicht weit: In Oels und Breslau werden sie aus dem Zug geholt, ihrer wenigen Habe beraubt und nach Namslau zurückgebracht. Bei der berüchtigten polnischen Sicherheitspolizei, die im früheren Altersheim in der Haselbachstraße „amtiert“, setzt man diese Flüchtlinge hinter Schloß und Riegel. Die Behandlung der dort Inhaftierten unterscheidet sich kaum von den KZ-Methoden der Gestapo. Obwohl sich immer wieder die Aussichtslosigkeit solcher „Fluchtversuche“ zeigt, kreisen unsere Gedanken dennoch nur um die eine Frage: Wie kommen wir hier heraus? Wenn auch mancher Plan scheitert und manche Hoffnung begraben werden muß, taucht immer wieder der Gedanke auf: Nur fort von hier! Welch tragische Umkehrung unserer Hoffnungen und Wünsche im gleichen Monat vor einem Jahr! September 1946: Obwohl kein Radio, keine Zeitung uns erreicht, dringen Nachrichten, „Parolen“ und Gerüchte durch, daß unter dem Schutz der Siegermächte die „Umsiedlung“ der deutschen Bevölkerung aus den von den Polen besetzten Gebieten begonnen hat. Lange hat uns keine Nachricht so hoffnungsfroh gestimmt wie diese. Wir klammern uns an jedes Gerücht - mag es noch so weit hergeholt oder unwirklich erscheinen -, das unser Hoffen auf ein

baldiges Verlassenkönnen stärkt. Unkenhafte Parolen, die von einer Verschleppung in das Innere Polens sprechen, verstummen genauso wenig wie das Gerücht, daß die Polen die Ausweisung in einer ganz knappen Frist betreiben werden. So packt jeder seine Habseligkeiten, die - je nach Requirierungskünsten oder Glücksfällen bei polnischen Razzien - etwas umfangreicher sind als vor einem Jahr, und wartet auf die Stunde X. Oktober 1946: In der Tat erweist sich die letzte Parole von einem plötzlichen Aufbruch als wahr: Am 9. Oktober erscheint polnische Miliz in unserer „Wohnung“ und fordert uns zum sofortigen Verlassen auf. Ein Glück, daß wir unser „Hab und Gut“ seit 14 Tagen fix und fertig gepackt haben. Mit einigen hundert Namslauern werden wir in der Kaserne zusammengetrieben. Wir kampieren drei Tage und Nächte auf dem Boden hoch oben unterm Dach. Die Polen haben ein letztes Mal Gelegenheit, uns um das wenige, was uns verblieb, zu erleichtern. Bei einem finden sie noch ein halbwegs ansehnliches Kleidungsstück, bei einem anderen ein paar Schmuckstücke oder Trauringe, die alle russischen Plünderungen überstanden haben und in einem Kopfkissen eingnäht sind. Am 12. Oktober wird der erste Transport Namslauer- meist solcher, die nach den ersten Aufräumungs- und Aufbauarbeiten den Polen nicht mehr nützlich zu sein scheinen - am Bahnhof zusammengestellt. Die Lokomotive dampft schon, als wir den Zug besteigen. Etwa je 60 Personen in einem Viehwaggon, so kehren wir zum zweiten Male seit jenem denkwürdigen 19. Januar 1945 Namslau den Rücken. Als sich der Zug in Bewegung setzt, stimmt irgendeiner in unserem Waggon das Lied an: Harre meine Seele, harre des Herrn ... Dann rollt der Zug westwärts - einem unbekanntem Ziel entgegen.

Zehn Jahre später wird die Inschrift auf einem Stein vordem Verwaltungsgebäude e Bericht aus dem Jahr 1966. Verfasser wurde „aus verständlichen Gründen“ nicht angegeben.

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.43, S.11, und Nr.44, S.5iner westdeutschen Kreisstadt künden und mahnen: Namslau - Schlesien - unvergessen!

